

Felsen von Capri.



Natürlicher Bogen auf der Insel Capri.

Der Landmann auf der Insel Capri baut singend seine Hütte auf den Ruinen der Paläste des Liberius; singend schneidet er die Traube und das Korn an Orten, wo einst Ströme von Lava geflossen. Er genießt ein ruhiges Leben, denn er denkt weder der Tyrannei des alten Kaisers, noch der Convulsionen der Natur. Auf den Reisenden machen diese Gegensätze einen großen Eindruck.

Wer stand nicht tief erschüttert vor den erhabenen

Contrasten der Erde und des Himmels, wenn an einem heißen Sommertage ein schweres Gewitter aufgehört? Die letzten tiefen Wolken neigen sich mit kassen Blitzen und dumpfem Donner langsam dem Horizonte zu, — eitle Drohungen eines sich zurückziehenden Feindes. Man betrachtet diese riesigen Conturen, die während des furchtbaren Krieges, den sich die Elemente geliefert, zerissen wurden; man verfolgt mit dem Blicke die gelblichen

und schieferfarbigen Massen, die noch kurz vorher Feuer gespieen und durch ihren Donner die Erde erschüttert hatten; man bewundert sie, aber fürchtet sie nicht mehr. Der Himmel klärt sich wieder auf. Das Licht ist sanfter und die Regentropfen glänzen auf den Blättern; das Gras ist grüner und schöner. Die verstummten Vögel lassen ihren Gesang wieder hören. Ein leichtes Lüftchen bewegt die Zweige der Bäume und verbreitet Frische in der erstickend dumpfen Atmosphäre.

Capri erscheint wie ein festes, unveränderliches Bild jener poetischen Scenen der Natur. Schauerliche Erinnerungen erwachen beim Anblick der mächtigen Ruinen der alten großartigen Paläste, der ungeheuren Felsen, der furchtbaren Ströme vertrockneter Lava. Aber der Schatten der Tyrannei ruht nicht mehr auf diesen Ruinen. Die Feuereffren der Vulkane sind erloschen, die Abgründe sind unter der reichen Saat verschwunden; der Weinstock und der Feigenbaum umsäumen den Felsen bis zum höchsten Gipfel mit ihrem Grün, während sein Fuß sich in die von allen Feuern des Diamanten blühenden Wasser taucht *).

Der Marquis von Grünwettersbach.

Erzählung von F. Schmid.

In der Seegasse zu Stuttgart stand im Jahre 1813 ein einfaches Haus, welches das ganze Jahr verschlossen war, und in dem kein Nachbar sich erinnern konnte, je ein lautes Geräusch gehört zu haben. Da wohnte der Rath G., ein wohlhabender, stiller Mann mit zwei Töchtern und einem Enkelchen, dem Kinde seiner, im ersten Wochenbette gestorbenen Aeltesten. Morgens öffnete er die blankgebohrte Thür, die geräuschlos hinter ihm ins Schloß fiel, um auf die Kanzlei zu gehen; Mittags kehrte er zurück und öffnete sich mit einem gewaltigen Schlüssel; so ging er wieder um Zwei, und war nach Sechszehn wieder daheim. Durch ein enges Hinterpförtchen schlüpfte Emilie, oder Amalie, welche „die Woche“ hatte, die nothwendigen Einkäufe zu besorgen, da der Vater keine Magd hielt; im Höfchen war ein eigener Brunnen, und sonstiger Verkehr ward nie bemerkt; kaum zwei Mal im Jahr wurde der spiegelblankte Klingelgriff angezogen. Gesah dies von einem Fremden, der des Hauses stille Ordnung nicht kannte, so ward ihm sicher aus dem Fenster herab die Antwort: „der Vater ist auf der Kanzlei!“ Wer aber den stillen Mann dort aufsuchte, fand für jedes, halbwegs billige Gesuch einfache freundliche Gewährung, oder doch wohlwollenden Rath in seiner Verlegenheit. Dann aber war auch die Unterhaltung zu Ende; eine steife Menuetterbeugung entließ den Besuchenden, und in derselben Minute noch saß der Rath wieder, wie vorher, an seinen Acten.

Doch nicht immer war es so gewesen. Der Rath war, so lange seine Frau lebte, zwar kein Lebe- und Weltmann, doch ging er so ziemlich mit dem Strome, und war mit den Fröhlichen auch froh. Sie war die Tochter des einstigen, und Schwester des jetzigen Revierförsters, ein Gemüth klar, wie ein Waldquell, frommer Ahnung voll, und sie rings um sich weckend, wie Mäuschen der Wipfel im Mondschein. Und der Gatte verstand ihr anspruchloses und so segensreiches Sein, sie war sein höch-

stes Gut, seines Lebens herzinnige Freude. Wie sollte er nicht gern den dürren Pflichten, die das Amt ihm auflegte, genügen, da er daheim sich mit dem Weibe seines Herzens und ihren lieblichen Kindern erquicken durfte. — Wie froh eilte er aus der Kanzlei in sein wohllich heiteres Haus, wo segnende Engel um das einfache Mahl schwebten und es mit Scherz und Lachen würzten. Wenn dann vollends im Hochsommer einige Wochen Urlaub ihm gern gestattet wurden, die er mit der ganzen Familie im Forsthaufe zubachte: so gab es wohl längs der schönen Schwabenalp kein froheres, dankerfüllteres Herz, als das unseres Rathes.

Es sollte nicht so bleiben: Gott nahm ihm sein Weib, und die Hälfte seines Muthes, seiner Freudigkeit mit ihr. Er trauerte, doch als Mann und Christ. Nach wie vor verlebte er seine Ferien im Waldhaufe auf dem Berge, wo er bis in die Nacht im Forste sich umtrieb, und recht innerlich gestärkt wiederkehrte. Er ging auch wohl Sonntags mit den Kindern nach Cannstatt, Berg oder auf die Solitude, doch mehr und mehr zog das Sehnen nach der Entschlafenen ein in die verödete Brust, und stets mehr fühlte er sich dem wirren Treiben des Lebens entfremdet. Noch einmal schien sein Lebensmuth aufzufammen, als Nikchen, die älteste Tochter, sich an einen jungen Kaufmann verheirathete; als aber der junge Gatte sich als unsolid erwies, als Wechselreiterei und mehr dergleichen Praktiken zu schmälichem Bankerott und einer entehrenden Strafe geführt hatten, Nikchen, wie der Vater es begehrte, auf ihre weiblichen Freiheiten verzichtete, das Ihrige einbüßte, und mit herbem Gram im Wochenbette starb, — da ward das Haus in der Seegasse geschlossen, Emilie und Amalie versprachen den kleinen Julius zu erziehen, den der Großvater zu sich nahm, und der engste Kreis umschloß die kleine Familie, die ängstlich wachte, daß Niemand sich da eindrange.

Doch Einer war noch, dem diese Marke zu eng gezogen schien, und der deshalb einige Versuche wagte, sie zu durchbrechen: Fritz, der einzige Sohn des Rathes. Der Vater brachte deshalb den Burschen nach Göglingen zu einem alten Freund in die Schreibstube, wo er mit einigen andern jungen Leuten seines Alters incipirte, und vom Herrn Amtschreiber ziemlich kurz gehalten wurde. Der Vater sollte indeß die Beendigung der Lehrzeit nicht erleben: er starb nach nur dreitägigem Kranksein, und ganz allein waren jetzt die zwei jungen Mädchen mit dem kleinen dreijährigen Julius in dem stillen Hause. Nur selten besuchte der Bruder sie, denn die Klosterstille dort bebagte dem munteren Schreiber nur wenig. Sein Vermögen war in den Händen eines treuen Vormunds, und so hatte er auch nichts dort zu schaffen, wohin brüderliche Gefühle ihn nicht besonders zogen.

Sonst war der Fritz ein gutmüthiger, braver Bursche, der eine ganz leserliche Hand schrieb, die Kanzleistunden pflichtlich absaß, und treulich alle Kirchweihen im Neckarthal und auf den schönen Höfen umher besuchte. Er war von kleiner, untersehter Gestalt, hatte viel frohen, leichten Sinn, doch auch ein sehr reges Ehrgefühl, welches ihn stets in den Schranken des Anstands erhielt, wenn es auch zuweilen vorgekommen sein soll, daß er einen Fuhrmann im neuen blauen Hemde für ein Vergiftheinrich ange sehen hat, besonders seit er die Tochter des Bärenwirths für eine Pflie hielt.

Diese optische Täuschung fiel im Kreise seiner Kameraden so gewaltig auf, daß einstimmig ihm der Ordens-

*) Illust. Welt 1854, S. 315 ff.

name: „Marquis von Grünwettertsbach“ zuerkannt wurde. Mit diesem Orden hatte es nämlich eine seltsame Verwandtschaft. Die Jugend Deutschlands war in den Befreiungskrieg gegen Napoleon gezogen: nur Wenige sahen sich durch die Verhältnisse gezwungen, in der Heimath zu bleiben. „Alles wollen wir jedoch nicht missen, was unsern Brüdern im Felde zu Heil wird“, dachten namentlich einige Jünglinge aus dem württembergischen Schreiberstande. Konnten sie im wogenden Pulverdampfe, beim Klirren der Schwerter sich keine eisernen oder sonstigen Kreuze holen, so wollten sie unter sich einen Orden stiften und sich von den Schönen der Stadt decoriren lassen. Wie Kaiserin I. auf Haiti seinen wolkopfigen Granden volltönende Titel gab, wie Napoleon Fürsten und Herzoge in partibus schuf, so waren sie fest überzeugt, daß Niemand es ihnen wehren könne und werde, wenn sie sich privatim entsprechende Titel beilegen, und übrigens auf den Ganzeleien ihre Pflicht erfüllen.

König Friedrich von Württemberg, der damals herrschte, ließ gar wenig mit sich scherzen. Ueberall erschien er unerwartet, blitzschnell, wie im Wettersturm, sah persönlich nach Allem, untersuchte jede Klage, besonders gegen Beamtete und Edelleute höchstselbst, und ohne alle Formalien, übte gewaltige, prompte Justiz, und war schon wieder weit weg, bis der Abgeurtheilte die blaugetigerte Rehrseite hatte mit weißem Baumöl sänsstigen lassen. Wohl dem indeß, der noch so davon kam; mancher Andere war vom Platz, den er sauer errungen, fortgejagt, oder besann sich auf dem Höhenasperg, wie denn die Geschichte eigentlich gekommen sei, ehe seine Frau den Schweinebraten, den sie schon am Feuer hatte, gelb gemacht. Es war deshalb gerade nicht zu verwundern, wenn Jedermannlich Seiner Majestät gern etwas weit aus dem Wege ging, zumal da die bloße Begegnung schon ihr Unbequemes hatte. Reitende mußten bei Annäherung der königlichen Equipage absteigen, Fahrende aussteigen, und sich, wie Fußgänger, am Rande des Weges entblößten Hauptes aufstellen, oder die voraussprenghenden Biqueure und Gardisten notirten bloß flüchtig den Namen: das Weitere kam dann sicher nach. Nur auf glücklicher Jagd, wenn das erlegte Wild vor dem Schirm zusammen getragen war, mochte er einer heiteren Laune sich hingeben; in Summa: „weit davon war gut für den Schuß“.

Es war gegen Pfingsten des Jahres 1813. Im schönsten Blüthenschmuck prangte das herrliche Neckarthal, und lockte die ausgedorrtten Ganzeleien sogar zu sich heraus; wie sollten da wohl junge, rüstige Bursche in den nicht überall maiduftigen Gassen des alten Stuttgarts zu bändigen sein! Der gesammte Troß, zu dem Fritz G. zählte, vereinte sich zu einem Ausflug auf's Land. Die Herren waren vergnügt, der Tag warm und das Bier gut und stark, weil es wohlfeile Gerste und noch keine Malzsteuer gab. So ist es wirklich geschehen, was jetzt keine Möglichkeit wäre: der ganze Föderbund machte sich sehr illuminirt auf den Heimweg. Fritz G. hatte Leib und Leben gewagt, und sich einen netten Rußrappen gemiethet, um bei den Chaisen vorzureiten, in denen elf Ritter des Ordens folgten. Das gute Thier war vor Zeiten Jagdpferd gewesen, aber weil es hinten steif zu werden begann, austrangirt worden, und in die Hände seines jetzigen Herrn gekommen. Das Treiben in der Herberge, wo der Hausknecht den Hafer für sich behalten, hatte ihm mißfallen, und im starken Trab eilte es jetzt dem ersehnten Stalle zu. Steis rascher flog es dahin, und mit beiden Händen hielt der Reiter sich an der Mähne; Bier und Angst umnebelten seine Sinne.

Da biegt plötzlich ein glänzendes Biergespann aus einem Seitenwege in die Chaussee ein, zwei Feldjäger voraus — der König! Drohend schwingen die Vorreiter die langen Peitschen, — vergebens hascht der Reiter nach den Zügeln: wie von Dämonen geheßt braust der Rappe dahin, und bang rufen die Fahrenden: „Marquis Grünwettertsbach, halt! Marquis halt!“ — Schon ist er am Wagen des Königs vorbei gesprengt, die Feldjäger haben die den Wagen gehorsam Entstiegenen eraminirt und mit langen blaffen Gesichtern stehen lassen.

Am andern Morgen trafen der Fürst Gablenberg, der Marquis Grünwettertsbach, der Chevalier Monakam, Graf Bubmorbis, Baron Zizishausen u. u. sich sämmtlich auf Aspergs lustiger Höhe! Ein griesgrammer Unteroffizier nahm sich ihrer nach seiner Meinung sehr vernachlässigten Ausbildung ernstest an, und den ganzen Tag scholl sein: „Eins, Zwei, Eins, Zwei, Linken, Rechten, Linken, Rechten — Halt!“ Ja, Einer von ihnen sollte für's Vaterland die Trommel rühren lernen, und empfangen praktische Anweisung in der raselnden Rhythmik. —

Stumm, wie ausgestorben, stand das Haus in der Seegasse. In einer gegen den Hof gehenden Stube arbeitete das Schwesterpaar an einer großen Stickerei, wie sie damals von den Damen am Hofe getragen und gut bezahlt wurden. Nur wenige Frauenzimmer waren zu jener Zeit in dieser Arbeit geübt, aber diese fanden es durchaus nicht unter ihrer Würde, für die allerhöchsten Herrschaften zu arbeiten; besonders da es dazumal einem Mädchen der bessern Stände zur Ehre gereichte, wenn sie sich ein Capitalchen in der Privatkasse, — dem Hinterbeutel, sagte man, — verarbeitet hatte. Eine große Festivität sollte in Ludwigsburg statt haben, und die edle Königin Caroline wollte das Kunstwerk der Schwestern an diesem Tage tragen; deshalb arbeiteten sie bis spät in die Nacht, und waren heute schon um zwei Uhr aufgestanden, um ein tüchtiges Stück zu fördern. — Der Tag war schwül, ein schweres Gewitter ballte über dem Bopser seine düsteren Wolkenmassen und drückte die müden Augen der sechzehnjährigen Amalie mit bleierner Schwere zu. Das Köpfchen sank zurück an die hohe gepolsterte Stuhllehne, und die weißen emsigen Händchen ruheten in dem Schooß. Emilie gönnte gern der zarteren Schwester den erquickenden Schlummer; mit warnend aufgehobenem Finger mahnte sie den kleinen Julius zur Ruhe, der eben seinen Holzgaul umwarf, und wandte alle Aufmerksamkeit auf das Einsädeln ihrer Nadel, welches nicht gleich gelingen wollte. Der junge Eulenspiegel, in seinem Treiben gestört, sah im Zimmer umher, ob gar keine Gelegenheit sich finde, wo geräuschlos ein kleines Unheil angestellt werden könne, und nicht vergebens. Leise auf dem dicken Teppich hinschleichend, hatte er einen Halm zierlichen Zittergrases aus der Blumen vase gestohlen, die Fußbank hinter die Schlummerne getragen, und kitzelte die rostige Oberlippe mit der zarten Nispe.

In diesem Augenblicke ward die große Hausglocke lärmend angezogen, daß Julius, vor Schreck ausgleitend, auf den Teppich hinkollerte, Amalie hocherschrocken erwachte und aufsprang, Emilie aber flüchtig ans Fenster des Hausganges eilte, wo sie, ungesehen, hinablaufen konnte. — Ein königlicher Büchsenspanner, in der reichen grün und goldenen Livree, war es, der solchen Schrecken durch sein lautes Läuten erregt hatte. Die Jungfrau überlegte. Nur Kammerfrauen hatten bisher die Aufträge der königlichen Gönnerin gebracht, und nach ihrem Fort-

schreiten sich erkundigt; Leibjäger aber, und gar die der Person des Königs unmittelbar nahen Büchsenspanner, kamen nur von Seiner gefürchteten Majestät selbst. Zurückweisen aber durfte sie den Grüngoldigen auf keinen Fall, das war ihr klar; sie öffnete also in Gottes Namen.

Ein hochgewachsener, schöner junger Mann flog in drei Sätzen die braungebohrte Treppe herauf, trat der Zitternden lächelnd nahe, ja er griff nach ihrer Hand, die aber rasch weggezogen wurde. Schier gekränkt, trat der Jäger einen Schritt zurück. „Kennst Du mich nicht mehr, oder willst Du mich nicht kennen, Emilie?“ frug er mit weichem Tone. Nun erhob die Jungfrau die milden Braunaugen zu seiner Stirn und reichte ihm selbst, erröthend und mildfreundlich, die feinen Fingerspitzen. „Du

bist's, Georg,“ flüsterte sie, „ich hätte Dich nicht mehr erkannt!“

Sie öffnete die Zimmerthür, doch zögernd nur folgte er dem stummen Winke, einzutreten. Ein Genius der Unschuld und Stille schien auf dieser Schwelle zu wachen und alles Unreine zurückzuscheuchen. Amalie starrte, noch schreckenblaß, den Besucher aus weiten Augen an, indes Julius sich in die fernste Ecke retirirte.

„Sieh, Georg, Malchen kennt Dich auch nicht mehr, also wirst Du es mir nicht länger verdenken,“ begann Emilie. „Es ist unser Vetter Georg, vom Forsthaufe,“ wandte sie sich dann an die Schwester, die nun auch dem Geschwisterkinde schüchtern die Hand bot, und Julius dadurch zu behutsamem Heranschleichen ermutigte.



Der Marquis.

„Es wäre,“ hob nach einer Pause der Vetter an, „schon längst mein Wunsch und meine Pflicht gewesen, mich Euch vorzustellen; es hieß aber allgemein, Ihr laßet Niemand ins Haus, besonders Nichts, was Sporen trage.“

„Das wirst Du in unserer Lage erklärlich finden,“ rechtfertigte Emilie.

„Nun aber,“ dehnte Georg, „habe ich einen Auftrag an Euch, den ich freilich gern einem Andern überlassen hätte, — und doch wieder selbst nur bringen wollte.“

„Und von wem?“ frug die ältere Schwester.

„Vom Könige!“ war die Antwort, „wegen Fritz.“

(Schluß folgt.)

L i m a.

(Peru.)

Lima, die Hauptstadt Peru's, ist die einzige Stadt Südamerika's, welche noch in unsern Tagen ein durchaus originelles Gepräge trägt. Trotz seines innigen Verkehrs mit den benachbarten Republiken und dem beträchtlichen Zufluß von Fremden, hat sie noch Sitten, Trachten, architectonische Formen, die ihr durchaus eigenthümlich sind und die man selbst in den nächsten Städten nicht findet. Aber Lima hat deshalb weder neue Gebräuche, noch neue Ideen von sich abgewiesen; im Gegentheil. Man könnte sagen, in Lima leben mehrere Jahrhunderte neben einander.

Würden Erderschütterungen und Bürgerkriege nicht unablässig an dem Werke der Zerstörung arbeiten, Lima wäre eine der schönsten und reichsten Städte Südamerika's. Jeder Tag bringt eine Revolution, die immer durch einen Menschen gemacht wird, niemals für ein Princip; die schlechte Verwaltung hemmt den Handel und die Ausbeutung des Bodens im Interesse des Landes; die Stadt, auf vulkanischem Boden erbaut, zerbröckelt Stück für Stück. Der Fremde beklagt dieses traurige Schicksal, der Einheimische denkt nur an Revolutionen, von denen Viele leben.

Lima ist in einer Ebene erbaut, am Fuße der Berge, welche die ersten Stufen der Anden bilden. Franz Pizarro

(Illustr. Welt 1855, S. 341) gründete sie am Dreikönigstage, woher sie anfangs den Namen Ciudad dos Reyes trug. Die Stadt bildet einen Halbkreis am linken Ufer des Rimac. Eine mit Bastionen gekrönte Mauer umgibt den nicht vom Fluß bespülten Theil. Auf dem rechten Ufer befindet sich das ungeheure Bollwerk von San Lazaro. Eine große steinerne Brücke verbindet dieses mit der Stadt. In den Winkeln der Brustwehr hat man Bänke eingefügt, auf welchen die Einwohner Abends die vom Wasser erfrischte Luft genießen.

Der erste Anblick der Straßen von Lima macht auf den Fremden einen peinlichen Eindruck. Die schönsten Häuser haben keine Fagade auf der Straßenseite; beinahe



Ansicht von Lima, Hauptstadt von Peru.

alle gehen auf einen Hof, in den man durch einen Porticus gelangt, in dessen Innerem man in groben Fresken Scenen aus der h. Schrift gemalt findet. Die Häuser, welche auf die Straße gehen, haben nur im Erdgeschoß Fenster; an der ganzen Länge des ersten Stockes führt ein grün bemalter, hermetisch durch Jalousten verschlossener Balcon hin. Die Dächer sind flach und bestehen aus Balken, auf die grobes Flechtwerk von Rohr gelegt ist. Das Ganze wird mit Kalk beworfen. Es regnet in Lima nie; deshalb bedarf man keiner europäischen Dächer; Holz und Stuck spielen in der limenischen Baukunst eine große Rolle. Die große Leichtigkeit der Häuser und die guten

Bindungsmittel, mit denen sie gebaut sind, lassen sie den Erderschütterungen leichter widerstehen.

Der größte Platz liegt in der Mitte der Stadt und führt den Namen „Plaza-mayor“. Auf der Ostseite erhebt sich die Cathedrale, und der Palast des Präsidenten liegt auf der Nordseite; die beiden übrigen Seiten bilden Privathäuser mit einer Reihe von Arcaden, unter denen zum größten Theil europäische Kaufleute ihre Waaren ausgelegt haben. Zwischen den Säulen stehen die Blumenmädchen. Zehn Stufen führen zur Cathedrale, deren Portal und Glockenthurm von höchst eleganter Architectur sind; der vielfarbige Steinmörtel schadet jedoch der Wir-

lung. Im Innern ist die Kirche reich ausgestattet; Alles glänzt von Gold und Silber.

Der Palast des Präsidenten ist einfach, ja dürftig. Die Mitte des Platzes schmückt ein herrlicher Springbrunnen, der einen Theil der Stadt speist. Das Wasser fällt in ein großes Bassin, um das sich die große Masse der Aguaderos (Wasserträger) drängt.

Die Plaza-mayor bietet Morgens zur Marktzeit ein reiches Schauspiel; alle Farben von Weiß zu Schwarz treiben sich dort durcheinander. Die Indianer aus der Umgegend bringen Früchte und Gemüse aller Art zu Markt, denn das Klima ist den europäischen Früchten ebenso günstig als den tropischen. Im Freien bereitet man Würste und Braten, und verkauft Massamora, einen Maisbrei, und Chichas, das Lieblingsgetränk des Volkes, gleichfalls aus Mais.

(Schluß folgt.)

Die Nothhant.

Erzählung.

I.

Bei einem der wilden Stämme im fernen Westen herrscht folgender seltsame Aberglaube. Wenn in einer Familie ein Kind stirbt, und ein anderes von demselben Geschlecht im selben Jahre geboren wird, so glaubt man, daß Etwas von dem Geist des Verstorbenen zu den Eltern in der Gestalt des neugeborenen Kindes zurückkehre. Alles, was dem ersten Kinde gehörte, wird als des zweiten Kindes rechtmäßiges Eigenthum betrachtet. Hier im Leben, sagt man, besteht eine geheimnißvolle Aehnlichkeit zwischen ihnen, und nach dem Tode werden ihre Zwillingseelen an den Ufern des kristallklaren Stromes vereinigt, wo die Indianer ihre Lieben wiederzufinden hoffen.

Diese Sage ging von Mund zu Mund, da in dem Zelt des „Adlerauges“ ein Kind geboren wurde. Als die gelben Blätter zum letzten Male zur Erde fielen, erhob sich mit der Klage des Waldes das Jammergeschrei einer Mutter über ihr verlorenes Kind zum Himmel, und als der Tulipanbaum blühte und die weißen Magnolien durch das Grüne wie Sommervollmonde schienen, hatte der große Geist seinen Raub einigermaßen wieder ersetzt.

„Aynlah ist zurückgekehrt!“ lautete mancher dunkeläugigen Indianerin einfache Aeußerung; „das Korn war bereits grün, als es vom Sturme geknickt wurde,“ sagten Andere, „aber der große Geist hat die Saat auf's Neue ausgestreut.“

Troh im Herzen war Cora, die Frau des Adlerauges, als sie die Sachen des verstorbenen Kindes hervorsuchte: die Trinkschale von Kokosnuß, den Wampum (Erinnerungsgürtel aus bunten Muscheln) und die geflochtene Grasmatte, die sie nun der kleinen Aynlah zu Füßen legte.

Auch der Vater, dessen Wangen beim Tode der Tochter zum ersten Male sich mit Thränen neigten, sang nun vor Freude. Die verstorbene Aynlah war des Stammes Liebling gewesen; Alle trauerten, da sie starb, und nun freuten sich Alle, mit Ausnahme eines Einzigen.

Beinahe fünfzehn Sommer hatte des Mädchens Schönheit gereift, als sie verwelkte und starb. Im folgenden Monate, September, den die Indianer den Kornmonat heißen, hätte sie Kareekas Gattin werden sollen. Freilich hatte der Bräutigam ihr noch nicht nach Sitte und

Brauch den Hirschfuß überreicht, und sie hatte gleichfalls ihm noch nicht die goldne Maisähre gegeben; aber schon lange gehörte ihr seine Beute zu Land und zu Wasser; um ihre Willen hatte er die blaue Elster und den Singsperling ihrer Flügel beraubt, und zu ihren Füßen die schweren Trauben des wilden Weinstocks niedergelegt.

Alle wußten, daß Kareekas Wigwam für Aynlah bereitet war; aber plötzlich, wie wenn ein Strahl der Sonne, die sie so sehr liebte, sie getroffen, welkte das Mädchen hin, der Glanz wich von ihren verschleierte Augen, sie taumelte wie ein verwundeter Vogel, und als die Sonne unterging, legte sie ihr Haupt in der Mutter Schooß und starb.

Kareeka hatte keine Thränen vergossen. Er war von einer Natur, welche den Schmerz bis zur Gefühllosigkeit betäubt. Man konnte ihn mit dem Bergströme vergleichen, den des Winters eisige Hand plötzlich zum Stehen bringt.

Während die Andern um des Adlerauges Zelt tanzten und sprangen, saß er einsam, stumm und ernst in eines Baumes Schatten.

„Freut es Dich nicht, mein Sohn,“ sagte seine Mutter, „daß ein Geist, wie der Deiner Aynlah, uns aus dem Lande des Vergessens gesandt ist, um Cora's, der Träumenden, Herz zu ergötzen?“

„Nein, Mutter,“ antwortete er, „ich kann keine Freude mehr auf Erden zählen. Blüht die rothe Eiche, die des Himmels Feuer versengt hat, wie die andern Bäume, wenn das helle Morgenlicht auf ihre Blätter fällt? Die Sonne, die jetzt über dem Wigwam des Adlerauges strahlt, scheint nicht für mich, denn die Augen meiner Aynlah haben noch ihr Sternenlicht im stillen Lande der Geister.“

Seine Mutter wagte nicht, mehr zu sagen. Als es jedoch Nacht geworden, nahm er die Häute der Moschusochsen und Nothhirsche, die er getödtet, verließ die Hütte, — und Jahre verflossen, ohne daß man etwas von ihm hörte. Erst, als ihm Einige zufälligerweise auf fernen Wegen begegneten, erfuhr man, daß er Handel mit den weißen Stämmen trieb, indem er Pelze gegen Gold verkaufte, und daß er beinahe ebenso reich als sie geworden, weit reicher, als die Indianer je gewesen.

Aynlah blühte indeß zur Jungfrau heran. Groß war die Aehnlichkeit mit ihrer verstorbenen Schwester, aber sie war noch schöner, als diese gewesen. Ihr Körper war geschmeidig und schlank, wie ein Wachholderstamm; ihre Bewegungen glichen dem Bogen des Kornes, wenn der Südwind darüber hinfährt; ihre Stimme war wie das sanfte Flüstern des Sees, und ihr Gang noch leichter und lautloser, als der des Rehkalles. Sie schien mit einer wunderbaren Macht, sich beliebt zu machen, begabt zu sein. Alle fühlten sich zu ihr hingezogen und, obgleich sie selten Korn mahlte oder den wilden Reis warf, obgleich dienstbare Hände immer ausgestreckt waren, um ihr die Bürde zu erleichtern, wenn sie Reistig vom Walde heimbrachte, — Aynlah, die Schöne, hatte doch keinen Neider.

Noch während sie Kind war, warf mancher Häuptling im Kreise seiner Söhne seinen Blick auf das Mädchen, mit dem Wunsche, die Taube einem seiner jungen Adler zu vermählen. Als sie zur Jungfrau herangeblüht war, brachten die Jünglinge ihr immer die ersten Beeren vom Walde, die schönsten Blumen von der Wiese und die beste Rinde vom Maulbeerbaum, um Decken und Matten daraus zu flechten.

Aber Keinem von Allen, die ihren Fußspuren folgten, oder auf die Musik ihrer Stimme lauschten, gab Aynlah solche Zeichen des Wohlwollens, als Meratoo, dem Beherrscher der stürmischen See. Er war schlank und groß, wie eine Eder, und obgleich er kaum achtzehn Sommer gesehen und noch nie in den Kampftruf der Krieger eingestimmt, stand er doch in großem Ansehen unter ihnen. Nur Wenige vermochten wie er ohne Ruhe und Speise die Spur des Hirsches zu verfolgen, oder dem Lachs unter des Wassers Oberfläche nachzuschwimmen. Aber die That, der er diesen Namen verdankte, war ein noch größeres Verdienst in Aynlahs Auge.

Als einst die Wogen der großen See aufgeregert waren und der heftigste Sturmwind die Wasser peitschte, entdeckte man ein Kind, das in seines Vaters Canoe umhertrieb und dem Meere preisgegeben war. Da warf der junge Meratoo sich keck in das schäumende Element, kämpfte mit dem Sturme und brachte das Kind in die Arme der Mutter zurück.

Niemand wunderte sich darüber, daß Meratoo und Aynlah so oft flüsternd im Schatten der Zweige des Gummibaumes standen, denn Alle wußten, daß wenn er erst in das Kampfesgeschrei seiner Väter eingestimmt und einen Gefangenen von der Schlacht heimgebracht, so würde er bei dem Adlauge sie zur Frau begehren.

* * *

Ein mächtiger Geist schien das Indianerherz an einem schönen Abend des Monates, in welchem das Laub zur Erde fällt, bewegt zu haben. Niemand war in seinem Wigwam geblichen; Alle standen in malerischen Gruppen um das Lager, Einige damit beschäftigt, die biegsamen Zweige der Esche zu mächtigen Bogen zu krümmen, Andere, deren Gesichter mit der bunten Kriegerfarbe bemalt waren, sprachen einen Kreis von Indianern in wilden, durchdringenden Tönen an.

„Krieg! Krieg!“ war der Schluß ihrer Rede, und an Jedes Seite glänzte der Tomahawk mit der gräßlichen Schnur von Hirschschalen.

Ein ferner Stamm, dessen Annahmen lange ertragen worden, weil er schwach und nicht sehr zahlreich war, hatte eben wieder einen kürzlich geschlossenen Vertrag übertreten, und einen umhertreibenden Jäger ihres Stammes beleidigt. Rache war jetzt der vorherrschende Gedanke, und die stolzen Krieger wurden noch erbitterter, als sie erfuhren, daß der Feind ihren Angriff in Verbindung mit einem andern mächtigen und angesehenen Stamme erwarte.

Aynlah erbehte bei diesem durchdringenden Kampfesruf. Sie schloß ihre sanften Augen, so oft ein trotziger Häuptling, mit seinen Trophäen geschmückt, ihres Vaters Wigwam betrat; aber in ihrem innersten Herzen flüsterte eine Stimme: „Laß nur kühn Deinen Adler fortziehen, o Jungfrau; denn er wird ruhmgekrönt zurückkehren und Dich als Sieger in sein Nest führen!“

Sie brachen auf. Mit Sang und Klang zog die glänzende Schaar durch den dunkeln Wald, dessen Dichtigkeit sie ganz verbarg.

Nur die Kranken und Alten, Frauen und Kinder waren in den einsamen Zelten zurückgeblieben. Zu den Ersten gehörte das Adlauge, Aynlahs der Schönen Vater. Das Alter hatte seinen kräftigen Arm geschwächt; dennoch aber würde er wie das Schlachtroß zum Kampfplatz geeilt sein, wenn nicht eine Wunde von der spigen

Zunge der Prairienschlange zwei Tage zuvor seinen Fuß unbrauchbar gemacht.

Neben ihm saß Aynlah, und lauschte mit Schauer und Zittern seinen langen Erzählungen von früheren Kriegen und gewonnenen Schlachten. Zwei Tage verfloßen rasch, und jeden Morgen schmückte sie sich mit der schneeweißen Haut der jungen Ziege und flocht sich bunte Federn in ihre hellen Locken, denn „heute,“ dachte sie, „kann vielleicht mein junger Adler in sein Nest zurückkehren, — diese Nacht kann vielleicht mein Stern aufgehen!“

Als der dritte Tag zu Ende ging, rief die Wache, welche auf einem hohen Eichbaum postirt war, ein fremder rother Mann näherte sich, und Mehrere riefen, man solle ihm einen Pfeil in die Brust senden. Aber das war nicht die Meinung des Adlauge. „Das ist ja Einer von unsern Brüdern!“ sagte er, „tödtet ihn nicht! Es könnte ein Blatt von dem Baume sein, der Deine eigene Zeltthüre beschattet hat!“

Der Fremde kam näher. Endlich erkannte der Alte mit Verwunderung die Züge des lange abwesenden Kareeka.

Sein Vater war bereits vor mehreren Jahren von der Erde abgerufen worden; aber es lebten noch Manche, die sich seiner erinnerten und ihn liebten, obgleich die Bäume sechzehn Male ausgeschlagen, seit der ernste Mann fortgezogen.

Schweigend betrachteten sie ihn, wie er mit gefalteten Händen nach dem Wigwam des Adlauge schritt. Plötzlich blieb er einen Augenblick stehen; sein dunkler Schatten zitterte im Sonnenscheine, — dann trat er ein und ein lauter Schrei drang durch das Gebüsch.

Zu den Füßen Aynlahs, der Schönen, lag der ernste Mann, und seines Herzens Stimme drang in ihr Inneres: „Mein! Mein!“ Dann zog er glühende Rubinen und dunkelrothe Amethyste hervor, und schmückte damit die schlanken Arme des Mädchens, und zwischen ihre lang herabhängenden Locken schlang er die Silberpracht der orientalischen Perlen.

„O Häuptling mit dem Adlauge!“ sagte er, und warf sich an des Alten Lager nieder; „einst gelobtest Du Kareeka eine köstliche Blume, die sich zu Deinen Füßen entfaltete; aber ehe er sie mit sanfter und liebevoller Hand versehen konnte, blies der kalte Nordwind, und die prachtvolle Knospe schloß sich für immer. Nun hat der große Geist wieder eine Blume sich zu Deinen Füßen entfalten lassen, und siehe, ich bin gekommen mit Gold, so roth, wie die Abendsonne, und mit Edelsteinen, glänzend, wie der Regenbogen, um zu holen, was ich als mein Eigenthum betrachte.“

Da lobte der alte Mann Kareekas Worte, und das Adlauge sagte, er habe Recht; die Blume werde duften und so reiche Früchte tragen.

Das Mädchen sagte nichts, — sie glich der Trauerweide beim Rollen des Donners; aber in ihrem Herzen flüsterte eine Stimme, daß, wenn Meratoo zurück sei, er sie beschützen werde gegen das wilde Drängen des ernstesten Mannes.

Endlich kamen sie, aber nicht im Triumph mit Siegesgesängen, sondern traurig in gelichteten Reihen mit geknickten Bogen.

Erschöpft und müde setzten sie sich still neben ihren Frauen nieder; da erhob sich ein alter Krieger und begann die Erzählung von ihrem Unglück.

Der Gott des Kampfes hatte sein Antlitz von ihnen

abgewandt. Nicht der schwache Stamm, gegen den sie in's Feld gezogen, nicht der Indianer beschwingte Pfeile waren ihre Bezwinger gewesen, sondern der verhasste weiße Mann war mit ihrem Feinde in Verbindung getreten und seine Waffe, die laut wie der Donner sprach, und leuchtete wie der Blitz, hatte ihre Krieger wie Gras abgemäht. Nicht einen einzigen Gefangenen hatten sie mitgebracht, so daß sie nicht einmal mit seinem Blute den Zorn des Gottes versöhnen konnten, der sie verlassen. Und wehklagend senkten sie die dunklen Gesichter zu Boden.

Da erhob sich ein stolzer Häuptling, dessen Hände, außer der hochrothen Kriegsfarbe, noch andere Spuren trugen, und rief laut, es solle so rasch als möglich Einer aus ihrer Mitte gewählt werden, um ihn dem beleidigten Kriegsgott zu opfern.

Und sie reichten sich um ihres blutdürstigen Gottes

Altar her, um sein Opfer zu wählen, — und das Loos traf Meratoo, den „Beherrscher der stürmischen See“.

(Schluß folgt.)

Kronstadt.

Kronstadt, die mächtige Festung Rußlands im finnischen Meerbusen, der Schlüssel zu St. Petersburg, wurde im Jahre 1710 auf der Sandbank Kotlin Ostrow erbaut, welche die Newa gebildet. Kronstadt ist das Marinearsenal des Reiches im baltischen Meere und liegt wunderbar günstig als Seefestung, indem es die Nord- und Südseite des Meerbusens bestreichen kann. Im Norden ist das Wasser nicht einmal tief genug für Schiffe mittelmäßiger Größe, und im Süden ist der Canal, der nach Kronstadt führt, schmal und schwierig zu befahren. Deshalb



Ansicht von Kronstadt.

1. Fort Riesbank. 2. Kronschloß, Citadelle von Peter dem Großen erbaut. 3. Fort Peter I. 4. Fort Alexander. 5. Fort Constantin. 6. Fort Menschikoff. 7. Äußerer Hafen für die Kriegsschiffe. 8. Innerer Hafen für die Kriegsschiffe. 9. Zollstätte von Kronstadt in Rist Noß. 10. St. Petersburg.

ist Petersburg, das außer der natürlichen Schwierigkeit des Wassers auch noch durch die Batterien der Festung Kronstadt geschützt ist, von der See aus unnahbar für den Feind.

Kronstadt wird von zwei breiten Canälen durchschnitten, welche die wirkliche Stadt von dem Arsenal trennen und gewissermaßen zwei Städte bilden. Die erstere hat schöne Straßen, großartige Paläste, eine Mannschule für 800 Jünglinge, Arsenal aller Art und vortreffliche Kasernen, welche im Sommer eine Garnison von 40,000 Soldaten aufnehmen. Im Winter ist die Stadt öde und leer, trotz der 12,000 Matrosen, die sich auch in Friedenszeiten dort befinden. Im Sommer dagegen ist Kronstadt ein zweites Petersburg. Die Stadt wird durch sechs Bollwerke auf der Landseite, einen be-

festigten Molo für den Hafen und die Alexanders-Schanze im Westen der Inseln gedeckt. Die Häfen liegen auf der Südseite: der äußere nimmt 40 Kriegsschiffe auf, im zweiten können 10 Schiffe zugleich gebaut werden, und der dritte ist für Kauffarteschiffe bestimmt. Das süße Wasser der Newa ruiniert die Schiffe in zwanzig Jahren. Weil die Newa nicht gleiche Tiefe bis Petersburg behält, müssen die großen Schiffe hier umladen. Für alle Bedürfnisse der Kriegs- und Handelsmarine ist aufs Vortrefflichste gesorgt. Die Bedeutung der Festung und die Unerkennbarkeit derselben hat sich in jüngster Zeit durch die Erklärungen der englischen Admirale klar erwiesen, und Rußland wird diesen unschätzbaren Juwel seiner Krone von nun ab noch mehr hegen, als es bisher schon geschehen.